6. Diskussion

In diesem letzten Teil der vorliegenden Arbeit werden zuerst die Ergebnisse zusammenfassend dargestellt, um sie nochmals zueinander in Relation zu setzen und ein Gesamtbild zu schaffen. Die weitere Diskussion erfolgt in zwei Schritten: Zuerst mit Fokus auf Identität als Handlung und Prozess, wobei insbesondere eine Verortung im theoretischen Rahmen geleistet wird, um das Hauptinteresse nach Identitätsprozessen zu fokussieren. Ausserdem wird dort eine Vertiefung der in diesen Identitätsprozessen oft stattfindenden Auseinandersetzung mit lesbischen/bi Stereotypen vorgenommen. Der zweite Schritt befasst sich mit einer intersektionalen Perspektive und deren Bedeutung für die Frage von Zugehörigkeit aus verschiedenen Blickwinkeln. Diese Fokussierungen folgen der Erkenntnis, dass die damit vertieften Themen zwar in den Ergebnissen auftauchen, aus diesen allein jedoch erst ungenügend verstanden werden können, weshalb sie mit der im Folgenden hinzugezogenen Literatur in Verbindung gesetzt werden, um damit den theoretischen Rahmen zu erweitern (Charmaz, 2014, S. 305–310).

In der Reflexion werden die Chancen und Limitationen diskutiert und daraus Folgerungen für weiteren Forschungsbedarf formuliert. Ausserdem beinhaltet das Kapitel eine Reflexion der eigenen Positioniertheit im Forschungsprozess. Abgeschlossen wird die Arbeit mit Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit.

6.1. Fazit aus den Ergebnissen

Wie eine konstruktivistische Haltung in der Grounded Theory (Charmaz, 2014; Clarke, 2005/2012) betont, gibt es nicht *die eine* Wahrheit über untersuchte Phänomene. Die in den Ergebnissen präsentierte Lesart und das entwickelte Modell haben sich jedoch insofern als

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stabil und fallübergreifend relevant erwiesen, als dass die Phänomene sowohl in der Breite (verschiedene Dimensionen, Bedingungen und Aspekte von sowie Strategien in Identitätsprozessen) wie auch in der Tiefe (detaillierte und oftmals in mehreren Interviews wiederholte und diversifizierte Schilderungen) in den Daten verankert sind. Das Modell kann daher für Identitätsprozesse nicht nur der hier befragten neun lesbischen/bi Frauen, sondern vieler junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz stehen (auf diesbezügliche Einschränkungen wird in Kap. *6.4.1 Chancen, Limitationen und Ausblick* eingegangen).

Das hier entwickelte Modell beschreibt das in der Fragestellung aufgeworfene Interesse nach den Bedingungen und Einflussfaktoren der Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz und deren Umgang mit ihrer lesbischen/bi Identität respektive deren Handeln in diesen Prozessen. Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen bewegen sich demnach zwischen zwei grossen Kategorien: Einerseits die Heteronormativität als bedeutender Strukturierungsmechanismus des menschlichen Zusammenlebens und der persönlichen Identitäten, andererseits das Selbstbewusstsein als lesbische/bi Frau. Diese zwei Kategorien stellen in vielerlei Hinsicht Gegensätze dar, sind für lesbische/bi Frauen jedoch beide von grosser Bedeutung. Um mit den sich daraus ergebenden Spannungen umzugehen, wenden lesbische/bi Frauen verschiedene Strategien an, die als *Tanz* bezeichnet werden können. Damit soll deutlich gemacht werden, dass die Strategien hin- und her-Bewegungen sind, immer wieder neu angewandt werden und keine einmalige, lineare Reise *von* der Heteronormativität *in* lesbisches/bi Selbstbewusstsein beschreiben.

Die *Heteronormativität* stellt den Ausgangspunkt für die Betrachtung von lesbischen/bi Identitätsprozessen dar, da sie als Norm die Deutungshoheit über Geschlecht[33] inne hat. Sie entfaltet ihre Wirkung in sozialen Interaktionen und menschlichem, insbesondere sprachlichem Handeln auf verschiedene Weise: Erstens in Form normativer Erwar-

33 Dazu gehören insbesondere geschlechtliche Selbstverortungen/-bezeichnungen, Geschlechtsausdrucksarten, Geschlechterrollen, sexuelle/romantische Orientierungen und körperliche Merkmale. Siehe dazu – und wie Heteronormativität diese Aspekte strukturiert – Kap. *2.2 … Norm und Geschlecht* sowie Kap. *5.1 Heteronormativität*.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tungen, die hetero und cis Sein als einzig richtige Lebensform und Identität darstellen, Geschlecht dabei biologistisch und binär auffassen und Männer hierarchisch über Frauen positionieren. Zur Aufrechterhaltung der Heteronormativität werden Abweichungen von ihr zweitens mit Abwertung und Gewalt begegnet sowie drittens möglichst unsichtbar gehalten respektive gemacht. Heteronormativität wirkt bis in queere Gemeinschaften hinein und gewinnt ausserdem durch die Verbindung mit anderen zentralen Unterdrückungsmechanismen wie Rassismus und Kapitalismus an Durchschlagskraft. Die Definitionsmacht der Heteronormativität wird schliesslich dadurch verschleiert, dass ihre soeben geschilderten Wirkmechanismen geleugnet werden und eine Gleichwertigkeit von heteronormativen und queeren Lebensweisen und Menschen behauptet wird, oder indem eine Gleichbehandlung als nicht-Anwendung der Norm und 'Akt der Gnade' zelebriert wird, wodurch die Norm naturalisiert und ihre Konstruiertheit unsichtbar wird. Dies kann als Machtblindheit beschrieben werden und äussert sich in Form von Veranderung: Die Selbstverständlichkeit der Norm berechtigt (insbesondere hetero cis Menschen) in dieser Sichtweise dazu, lesbische/bi Frauen mit ihrer Abweichung von der Norm zu konfrontieren, von ihnen eine Stellungnahme und Erklärung zu fordern sowie die Abweichung zu bewerten.

Lesbische/bi Frauen begegnen diesen Bedingungen der Heteronormativität mit verschiedenen *Handlungsstrategien*, um ihr lesbisch/bi Sein, also ihre Abweichung von der Heteronormativität, zu gestalten: Die heteronormativen Erwartungen und die eigene (teilweise) Abweichung davon erfordern von lesbischen/bi Frauen eine Positionierung in diesem Spannungsfeld – sowohl sich selbst wie auch dem Umfeld gegenüber. Diese Positionierungen stellen somit eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Heteronormativität und eigenen, (teilweise) dazu konträren Bedürfnissen dar. Schutzstrategien sind insbesondere eine Reaktion auf erlebte oder befürchtete Abwertung und Gewalt, wobei vornehmlich verschiedene Formen von Verstecken des lesbisch/bi Seins eingesetzt werden. Weiter gestalten lesbische/bi Frauen Comingouts mitunter bewusst – gerade auch mit Blick auf ihre Sicherheit, da sie oft Ablehnung befürchten. Selbstvergewisserungsstrategien dienen dazu, die lesbische/bi Identität zu festigen, biografisch einzuordnen und Zughörigkeit zu queeren Gemeinschaften/Menschen herzustellen.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ähnliche Funktionen erfüllt die Strategie, lesbisch/bi Sein als Befreiung von der und Subversion der Heteronormativität zu (er)leben, indem diese deutlich zurückgewiesen, das eigene lesbisch/bi Sein aber klar akzeptiert wird. Dies ist auch in der Strategie des Identitätsstolzes zu finden, die ausserdem beinhaltet, sich als lesbische/bi Frau sichtbar zu machen und gesehen/wahrgenommen werden zu wollen.

Mit diesen Strategien gestalten lesbische/bi Frauen ihr Leben als lesbisch/bi in einem heteronormativ geprägten Umfeld. Dabei ist es jedoch nicht so, dass sie auf sich allein gestellt sind und nur diese Strategien zur Verfügung haben, sondern gewisse Bedingungen tragen zu *lesbischem/bi Selbstbewusstsein* bei. Dazu gehören lesbisches/bi Verlieben sowie lesbische/bi Liebesbeziehungen und sexuelle Erfahrungen. Diese Erlebnisse werden als Gefühlsräume bezeichnet und dienen insbesondere der Selbstvergewisserung, lesbisch/bi zu sein. Ausserdem spielen Veränderungen im Leben lesbischer/bi Frauen eine grosse Rolle, da sie oft ermöglichen, das lesbisch/bi Sein zu entdecken und zu (er)leben sowie mehr Sichtbarkeit queerer Lebensweisen/Menschen bieten. Diese Ermöglichungsräume unterstützen damit die Strategie der Normbefreiung und -subversion. Queere Sichtbarkeit ist auch ausserhalb dieser Ermöglichungsräume ein zentraler Bestandteil lesbischen/bi Selbstbewusstseins und umfasst gleichwertige Darstellungen von queeren und hetero cis Lebensweisen, andere queere Menschen zu kennen sowie queere Vorbilder. Zu den Ermöglichungsräumen gehören weiter soziale Kontexte, in denen lesbische/bi Frauen Akzeptanz erleben. Das Erleben von Gleichwertigkeit ist somit ebenfalls zentral und umfasst, keine Veranderung, sondern Unterstützung zu erfahren. Da eine Abweichung von der Heteronormativität für lesbische/bi Frauen mit Ausschlusserfahrungen und damit verminderter/verweigerter Zugehörigkeit einhergeht, sind queere Gemeinschaften (Freundschaften, Gruppen, Anlässe) eine Möglichkeit, neue Zugehörigkeit zu erlangen.

Das Erleben von Zugehörigkeit in Bezug auf andere Eigenschaften als das lesbisch/bi Sein sowie sich selbst in verschiedenen Lebenssituationen als selbstwirksam handelndes soziales Subjekt zu erleben (Agency) sind zwei weitere, *allgemeine Faktoren*, die zu lesbischem/bi Selbstbewusstsein beitragen.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bei den geschilderten Identitätsprozessen handelt es sich nicht um ein komplettes Verlassen der Heteronormativität, um danach absolutes lesbisches/bi Selbstbewusstsein zu erlangen – Heteronormativität bleibt als Strukturierungsmechanismus bestehen, wodurch lesbische/bi Frauen sich weiterhin mit ihr auseinandersetzen müssen. Gleichzeitig wird Heteronormativität nur durch/in zwischenmenschliche(n) Handlungen (re)produziert, in denen damit stets die Möglichkeit der Veränderung liegt – sei es durch Handeln der lesbischen/bi Frauen selbst oder des Gegenübers in Bezug auf ihr lesbisch/bi Sein. Die Strategien, mit denen sich lesbische/bi Frauen im Spannungsfeld von Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein bewegen, sind keine Instrumente, die einmal angewandt werden und deren Funktion danach abschliessend erfüllt ist. Sie sind etwas, auf das lesbische/bi Frauen immer wieder zurückkommen – abhängig von ihren Bedürfnissen und den sozialen Kontexten und Lebenssituationen, in denen sie sich gerade befinden. Der Farbverlauf im Modell und die Beschreibung der Identitätsprozesse als Tanz verweisen auf diesen dynamischen und iterativen Prozess.

6.2. Identität als Handlung und Prozess

Auf den theoretischen Rahmen (Kap. 2) verweisend kann zusammenfassend gesagt werden, dass Identität im Wechselspiel zwischen der Internalisierung kommunikativ-handelnd übermittelter und antizipierter Haltungen anderer Menschen und den eigenen Bedürfnissen und Eigenschaften entsteht (Blumer, 1969; Goffman, 1963/2018; Mead, 1934/1975). In Bezug auf eine lesbische/bi sexuelle/romantische Orientierung als Teilaspekt von Geschlecht sind diese verallgemeinerten Haltungen massgeblich von der Heteronormativität geprägt. Diese beschreibt ein komplexes Konstrukt aus Einteilungen und Bewertungen (aufgrund) von körperlichen Merkmalen, sexueller/romantischer Anziehung, geschlechtlicher Selbstverortung sowie Geschlechterrollen und wird durch entsprechende Handlungen (re)produziert (Butler, 1990/2003; Hartmann & Klesse, 2007; Wagenknecht, 2007). Abweichungen von der Heteronormativität sind mit Stigmatisierungen belegt, die sich insbesondere in Diskriminierungshandlungen äussern

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und durch die Machtungleichheit zugunsten der Heteronormativität durchgesetzt werden (Foucault, 1976/1983; Goffman, 1963/2018; Link & Phelan, 2001; Rommelspacher, 1997).

Dieses theoretisch gezeichnete Bild spiegelt sich in den empirischen Erfahrungen lesbischer/bi Frauen in der vorliegenden Arbeit wider: Das Wechselspiel zwischen *Me* und *I* (Mead, 1934/1975, Teil III), zwischen sozialer und persönlicher Identität und die Entstehung der Ich-Identität daraus (Goffman, 1963/2018, Kap. 3), erweist sich vorliegend als Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein. Die von stigmatisierten Menschen erlebte Ambivalenz zwischen Selbstverachtung und -akzeptanz (Goffman, 1963/2018, S. 133–136) zeigt sich in der Positionierung zwischen Abgrenzung von der und Anpassung an die Heteronormativität oder in Schutzstrategien wie dem Verstecken, das zudem eine Technik der Informationskontrolle (Goffman, 1963/2018, S. 116–128) darstellt. Diese Strategien sind ein zentraler Bestandteil lesbischer/bi Identitätsprozesse und werden so auch andernorts beschrieben (Brodersen, 2018, Kap. 3–4; Karich, 2003, Kap. 6; Krell & Oldemeier, 2017, Kap. 5; Zuehlke, 2004 Kap. IV, VI). Die grosse Bedeutung von Gruppen ähnlicher Menschen (Goffman, 1963/2018, Kap. 3; Mead, 1934/1975, Kap. 26) in Bezug auf das Stigma der Abweichung von der Heteronormativität zeigt sich für lesbische/bi Frauen darin, dass das Erleben von Zugehörigkeit zu queeren Gemeinschaften einen bedeutenden Faktor lesbischen/bi Selbstbewusstseins bildet. Die damit einhergehenden Abgrenzungsbewegungen von der Norm sind deutlich in den Kategorien der Normbefreiung und -subversion sowie des Identitätsstolzes wiederzufinden.

Die (Re)Produktion der Heteronormativität und der Machtungleichheit *in zwischenmenschlichen Handlungen* tritt in den Erzählungen der lesbischen/bi Frauen klar hervor, insbesondere in den Kategorien Abwertung/Gewalt, Unsichtbarkeit, Veranderung und Machtblindheit. Allerdings wirken sich die von den lesbischen/bi Frauen angewandten Strategien und die Bedingungen des lesbischen/bi Selbstbewusstseins im Rahmen der ihnen zur Verfügung stehenden Macht auch in die 'andere Richtung' aus, nämlich im Sinne einer Dekonstruktion der Heteronormativität auf den verschiedenen Ebenen (z. B. Normbefreiung und -subversion, queere Sichtbarkeit). Das Identitätsentwicklungsmodell von D'Augelli (1994, S. 317–324; s. Kap. *3.1 Von intraindividuell*

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen) schlüsselt diese Ebenen auf in die persönliche Ebene (in den Ergebnissen insbesondere die Strategien), die Ebene des engeren Umfelds (in dem sich das Erleben von Gleichwertigkeit oder Veranderung in den Ergebnissen hauptsächlich abspielt) und die gesellschaftliche Ebene (die in den Ergebnissen insbesondere durch die normativen Erwartungen repräsentiert ist).

Die Auseinandersetzung mit der Heteronormativität und der eigenen (teilweisen) Abweichung davon erfordert eine grössere Identitätsarbeit in dem Sinne, dass die eigene Identität stärker hergestellt und den eigenen Bedürfnissen und Wünschen, die von der Norm abweichen, angepasst werden muss, um sein Selbstkonzept stets zwischen Vergangenheit, Gegenwart und antizipierter Zukunft zu formen und anzupassen, damit ein biografisch konsistentes Selbstbild erreicht werden kann (McLean et al., 2018; Watzlawick, 2014). Diese Biografiearbeit zeigt sich auch in den Ergebnissen: Nebst der Strategie der Normbefreiung und -subversion dienen die Strategien der Positionierung und Selbstvergewisserung sowie des Identitätsstolzes dazu, sich eine den eigenen Bedürfnissen entsprechende, positiv bewertete sowie biografisch konsistente Identität zu erarbeiten.

6.2.1. Einordnung in das Minderheitenstressmodell

Viele der Ergebnisse erinnern stark an das Minderheitenstressmodell (Meyer, 2003; s. Kap. 2.3) und können in dieses eingeordnet werden: Die Kategorien der Abwertung und Gewalt sowie der Veranderung entsprechen dem Minderheitenstress der Stigmatisierungserfahrungen und -befürchtungen; die Stigmatisierungsbefürchtungen beruhen auf dem Wissen über die normativen Erwartungen und die möglichen Folgen bei Abweichungen davon; der Umgang mit den Stigmatisierungsbefürchtungen und das Abwägen zwischen Verstecken und Offenlegen der Normabweichung (s. auch D'Augelli, 1994, S. 325; Eliason & Schope, 2007, Kap. 4) zeigt sich in den Ergebnissen in der Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung sowie in den Schutz- und Coming-out-Strategien; die internalisierte Homonegativität ist in den Kategorien der normativen Erwartungen und der Positionierungs-

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

strategien zu finden, wie auch in der Durchschlagskraft der Heteronormativität bis in queere Gemeinschaften hinein.

Das Minderheitenstressmodell weist auf die grosse Bedeutung von Copingstrategien und sozialer Unterstützung hin, um die möglichen negativen Auswirkungen von Minderheitenstress auf die psychische Gesundheit zu vermindern. Die vorliegende Arbeit leistet durch die detaillierte Beschreibung der (Coping)Strategien lesbischer/bi Frauen wie auch der (unterstützenden) Bedingungen des lesbischen/bi Selbstbewusstseins einen Beitrag dazu, diese im Minderheitenstressmodell eher unterbeleuchteten Faktoren sichtbarer zu machen und zu konkretisieren.

Umgekehrt kann das Minderheitenstressmodell dazu dienen, die Strategien der Normbefreiung/-subversion sowie des Identitätsstolzes besser zu verstehen: Meyer (2003, S. 9) zeigt nämlich auf, dass der Stellenwert der lesbischen/bi Identitätsanteile einen Einfluss darauf hat, wie stark Stigmatisierungserfahrungen und -befürchtungen die psychische Gesundheit beeinträchtigen: Wenn das lesbisch/bi Sein für die betreffende Frau sehr wichtig ist, und sie nicht viele weitere Identitätsfacetten hat, mit denen sie sich massgeblich identifiziert, wirken (befürchtete) Stigmatisierungen verletzender, da sie dann einen grossen und zentralen Teil der Gesamtidentität der lesbischen/bi Frau betreffen – eine Erkenntnis, die sich in den vorliegenden Ergebnissen bestätigt (s. Kap. *5.1.2 Abwertung und Gewalt*). Dies zeigt, dass die Strategien der Normbefreiung/-subversion zwar wichtig für das lesbische/bi Selbstbewusstsein sind, sich aber auch negativ auswirken können, wenn sie nicht mit anderen Strategien und Bedingungen ergänzt sind.

6.2.2. Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen

Vertiefen wir an dieser Stelle die Strategien der Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung: In diesen kommt das Abwägen zwischen den heteronormativen Erwartungen und lesbischem/bi Selbstbewusstsein besonders stark zum Ausdruck – oder anders gesagt: der Tanz ist besonders bewegungsintensiv. Auch Woltersdorff (2005) weist, unter Bezugnahme auf Judith Butler, darauf hin, dass Coming-outs keine «totale Befreiung» (S. 172) seien, sondern «viel-

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mehr … eine Dialektik aus Auflehnung und Anpassung» (S. 172). Die Anpassung strebt – in und trotz ihrer grundsätzlichen, aber in der Regel nicht allumfassenden Abweichung von der Heteronormativität – eine grösstmögliche Übereinstimmung mit dieser an, was auch als Homonormativität bezeichnet wird (Duggan, 2002; Robinson, 2016; in Bezug auf Transnormativität: Bradford & Syed, 2019) und was Goffman (1963/2018) als Technik des Kuvrierens beschreibt: «Es ist die Tatsache, daß Personen, die bereitwillig den Besitz eines Stigmas zugeben … sich nichtsdestoweniger sehr bemühen können zu verhindern, daß das Stigma sich zu mächtig aufdrängt» (S. 129). Anerkennung erhalten also diejenigen lesbischen/bi Frauen, die sich möglichst nahe an der Heteronormativität bewegen, was in den Ergebnissen beispielsweise in den unter der Kategorie der Unsichtbarkeit beschriebenen queeren Sichtbarkeitshierarchien wiederzufinden ist, die schwule cis Männer über alle anderen queeren Menschen oder Homosexualität/-romantik über Transidentität und Bisexualität/-romantik stellen. Darauf verweist auch die sehr verbreitete Coming-out-Strategie, sich anhand einer Beziehung mit einer anderen Frau zu outen: Offenbar erwarten lesbische/bi Frauen eine grössere Akzeptanz, wenn sich ihr lesbisch/bi Sein innerhalb der Amatonormativität[34] abspielt, was ebenfalls von anderen Autor*innen gefunden wurde (Brodersen, 2018, Kap. 4; Krell & Oldemeier, 2017, S. 65, 85, 117, 132). Auch die grosse Bedeutung von Verliebtsein und romantischen Beziehungen für die Entdeckung und Festigung der lesbischen/bi Identität (Kategorie der Gefühlsräume) spricht für diesen Zusammenhang, wie auch die zentrale Bedeutung des Konzepts *Liebe* bei der Selbstvergewisserung und der Akzeptanz des Umfelds darauf hinweist, dass eine Selbstverortung/-bezeichnung als lesbisch/bi offenbar nicht auszureichen scheint, sondern 'Beweise' in Form von entsprechenden Handlungen und Gefühlsäusserungen *für eine bestimmte Person* vonnöten sind. Das Erfüllen von Körpernormen – die sich an heteronormativen, binären, cis vergeschlechtlichten Körpern orientieren – kann so, wie es Beatrice im Zitat in Kapitel *5.2.1 Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung* schildert, der Homonormativität zugeordnet werden: Solange trans Menschen (und

34 Der Begriff bezeichnet die Norm, eine monogame, romantische Langzeitbeziehung mit *einer* anderen Person zu haben/haben zu wollen (Brake, 2017).

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dasselbe gilt entsprechend für homo/bi Menschen) nur durch eine Anpassung an binäre cis Körpernormen Akzeptanz erlangen und ein 'es war schon immer so' als Voraussetzung für Anerkennung mitbringen müssen, werden noch immer zahlreiche trans Menschen von ebendieser Anerkennung ausgeschlossen (s. auch Kap. *6.3 Intersektionalität und Zugehörigkeit*).

Die Frage, wie sichtbar sie sich *als* lesbisch/bi machen wollen, treibt viele lesbische/bi Frauen um, wie in den Selbstvergewisserungs- und Positionierungsstrategien zum Ausdruck kommt. Dabei setzen sie teilweise die Strategie des *flagging* ein, das unter Rückgriff auf lesbische/bi/queere Stereotypen und/oder Symbole diese Identität sichtbar zum Ausdruck bringt. *Flagging* dient dazu, gleichgesinnte Menschen zu finden und/oder sich von der Heteronormativität abzugrenzen, indem die Normabweichung geradezu 'zur Schau gestellt' wird. Damit wird *flagging* zu einer Strategie der Normbefreiung/-subversion und des Identitätsstolzes, die nicht selten mit der Forderung nach Akzeptanz und mit einem (historischen) Zugehörigkeitsgefühl zu queeren Gemeinschaften verbunden ist. Die Komplexität des *flagging* zeigt sich allerdings darin, dass es über Stereotypen erfolgt, insbesondere die ästhetisch-stilistische Aufmachung. Diese Stilmittel sind *a)* eine Reproduktion der Stereotypen, *b)* nicht allen Menschen bekannt, die sich diese Sichtbarkeit verschaffen möchten, *c)* entsprechen nicht immer den stilistischen Wünschen und Vorlieben derjenigen, die zu dieser Gruppe gehören und *d)* wird dabei ausser Acht gelassen, dass sich viele Menschen aus Sicherheitsgründen gar nicht sichtbar machen *können*, insbesondere wegen intersektionalen Stigmatisierungen (s. Kap *6.3 Intersektionalität und Zugehörigkeit*) und damit einhergehenden (Befürchtungen von) Diskriminierungen.

Lesbische/bi Stereotypen (bewusst) zu erfüllen kann also auch ein Umgang mit Veranderung sein, indem lesbische/bi Frauen die Position der Anderen zwar akzeptieren und annehmen, diejenige der *minderwertigen* Anderen jedoch ablehnen und das Anderssein stattdessen positiv bewerten. Diese Handlungen sind damit sowohl Widerstand gegen wie auch – indem die Stereotypen als Zeichen der Normabweichung erfüllt werden – Reproduktion der Norm (Jensen, 2011). «Solche Gegenmodelle artikulieren den Wunsch nach der Auflösung diskriminierender und einschränkender Kategorien, ohne die dafür verantwortliche

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Norm außer Kraft setzen zu können» (Woltersdorff, 2005, S. 176). Dies zeigt sich auch in den oftmals trotzdem weiterhin bestehenden Grundstrukturen der Machtungleichheit zugunsten der Norm auch innerhalb stigmatisierter Gruppen (Rommelspacher, 1997, Kap. 2), wie sie vorliegend in der Kategorie der Durchschlagskraft zu finden sind, in der beschrieben wird, dass gewisse Teilaspekte der Heteronormativität bis hinein in queere Gemeinschaften wirken. Wie die Ergebnisse zeigen, vermögen viele queere Gemeinschaften insbesondere die biologistische Grundlage der heteronormativen Vorstellung von Geschlecht nicht aufzuheben, beispielsweise die Cisnormativität oder naturalisierende Begründungen für sexuelle/romantische Orientierung. Sie reproduzieren damit die Heteronormativität in ihren biologistischen Grundfesten, indem diese nicht infrage gestellt werden (Butler, 1990/2003). Diese Reproduktion der Heteronormativität in vielen queeren Gemeinschaften könnte auch eine Erklärung dafür sein, dass Homosexualität/-romantik von allen Abweichungen von der Heteronormativität die grösste Akzeptanz erfährt: Sie lässt sich mit den biologistischen und binären Grundzügen und -voraussetzungen der Heteronormativität vereinbaren und kritisiert sie damit lediglich in ihrem Teilaspekt der Norm von heterosexueller/-romantischer Anziehung. Krell und Oldemeier (2017) jedenfalls haben diese unterschiedliche Stigmatisierung von Abweichungen in ihrer empirischen Studie ebenfalls gefunden: «Die strukturierende heteronormative Erwartung an eine cisgeschlechtliche, binäre Zugehörigkeit wirkt noch stärker und erzeugt einen noch höheren Leidensdruck, als die Vorannahme einer heterosexuellen Entwicklung» (S. 194).

6.3. Intersektionalität und Zugehörigkeit

Die Entwicklung intersektionaler Perspektiven und Analysen geht zurück auf Schwarze Frauen, deren spezifischen Herausforderungen und Bedürfnisse in den feministischen Bewegungen kein Gehör fanden, weshalb sie forderten, weitere Unterdrückungskategorien und insbesondere deren Interaktionen einzubeziehen (Bronner & Paulus, 2017, Kap. 3.6; Winker & Degele, 2009, Kap. 1.1). Winker und Degele (2009) «begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, ge-

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

genstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen» (S. 15). Dieses Verständnis ist somit anschlussfähig an dasjenige von Identität(sprozessen), wie es der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, indem es sich ebenfalls auf Handeln beruft, Machtverhältnisse berücksichtigt und die Verwobenheit verschiedener Ebenen und Bedingungen in den Blick nimmt. Um die Dominanz der Heteronormativität für *alle* von ihr unterdrückten Menschen zu vermindern oder aufzuheben ist eine Berücksichtigung der spezifischen Herausforderungen und Bedürfnisse derjenigen Menschen, die von intersektionalen Formen von Stigmatisierung betroffen sind, notwendig (Erel, Haritaworn, Gutiérrez Rodríguez & Klesse, 2007; Hoskin, Jenson & Blair, 2017; Jensen, 2011; McIntyre et al., 2014), wie sich auch nachfolgend zeigt.

6.3.1. Intersektionale Betroffenheit lesbischer/bi Frauen

Diejenige intersektionale Betroffenheit lesbischer/bi Frauen, die bereits im Begriff *lesbische/bi Frauen* enthalten ist, ist ihre Homo-/Bisexualität/-romantik sowie ihr Frau/weiblich und gegebenenfalls ihr trans Sein. Einige der diesbezüglichen spezifischen Herausforderungen wurden in der Ergebnisdarstellung (Kap. 5) bereits hervorgehoben und werden in Unterkapitel 6.3.5 mit der *Femme Theory* weiter vertieft. Wie alle Menschen haben auch lesbische/bi Frauen stets weitere Eigenschaften, die ihre Persönlichkeit ausmachen und Bedingungen, die ihr Leben prägen und – sofern es sich um stigmatisierte Eigenschaften handelt – einer intersektionalen Analyse unterzogen werden sollten. Die lesbische/bi Identität muss daher persönlich mit anderen Identitätsfacetten (z. B. Geschlechtsidentität, -ausdrucksart, religiöse, ethnische Identität, eigene Körperlichkeit) in Einklang gebracht werden, was nicht immer leicht ist, wie sich in den Ergebnissen bestätigt: Beatrice muss sich damit auseinandersetzen «wie funktioniert jetzt Sexualität für mich als trans Person» (Pos. 221–222); Daniela brauchte viel Zeit, bis sie erkannte, dass sich ihre religiöse und ihre lesbische Identität für sie nicht in Einklang bringen liessen; Hanna und Irina

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

befürchteten Stigmatisierung beim Dating aufgrund ihrer damaligen psychischen Probleme; Daniela, Ella, Hanna und Irina erlebten Mobbing, weil ihr Verhalten im Schulalltag keinen Platz fand und/oder weil ihre mehrgewichtigen Körper nicht akzeptiert wurden.

Die Zugehörigkeit zu einer Minderheit sowie eine Normabweichung können ein vertieftes Verständnis über Normen, Machtungleichheiten und Privilegien hervorbringen (Goffman, 1963/2018, S. 139; Kurzman et al., 2014; McLean et al., 2018). Dies klingt in den Ergebnissen darin an, dass einige lesbische/bi Frauen die intersektionalen und ähnlichen Wirkmechanismen von Heteronormativität und anderen Formen der Unterdrückung (insbesondere Rassismus) erkennen, benennen und sich vereinzelt auch gegen diese einsetzen. Inwiefern dabei allerdings bereits von einer antirassistischen Haltung gesprochen werden kann und sich die Interviewpartnerinnen tatsächlich mit den spezifischen wie auch intersektionalen Wirkmechanismen von Rassismus auseinandergesetzt haben, wäre näher zu untersuchen gewesen.

6.3.2. Verbindung von Heteronormativität mit Kapitalismus und Rassismus

Im Ergebnisunterkapitel *5.1.4 Durchschlagskraft* wurde bereits auf die Verbindung von Heteronormativität und Kapitalismus aufmerksam gemacht und sind entsprechende Beispiele aus den Interviews zu finden. Da die Kategorie der Klasse respektive die ökonomischen Bedingungen Faktoren sind, die in Studien über Identität oft unterbeleuchtet bleiben (Klesse, 2007, S. 37–38), werden diese hier vertieft. Im Zitat von Beatrice im erwähnten Ergebnisunterkapitel präsentiert sich diese Verwobenheit als normatives Lebensmodell, das eine kapitalisierbare Leistungshaltung mit einem heteronormativen Familienmodell verbindet. Diese Verbindung ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass das Aufkommen des Kapitalismus der Heteronormativität bedurfte: Einerseits zum Zweck der Reproduktion[35] von Arbeitskräften, ande-

35 Sowohl im engeren Sinne in Form von Geburten wie auch im breiteren Sinne in Form von Erholung von der Arbeitsleistung. Die Reproduktionsarbeiten wurden und werden in erster Linie als unbezahlte Sorgearbeit (*Care*-Arbeit) – und, sowohl

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

rerseits zur ideologischen Abgrenzung von Bevölkerungen, die kolonialisiert wurden und wobei Heteronormativität als Teil der Begründungslogik (im Sinne einer zivilisatorischen Unterlegenheit aufgrund einer Abwesenheit von Heteronormativität) rassistischer Ausbeutung diente (Ludwig, 2018; Nguyen, 2021). Ausserdem vollbringt Heteronormativität eine Integrationsleistung, indem sie (der Mehrheit der) im Kapitalismus zu ökonomischen Objekten degradierten Menschen wieder einen Subjektstatus und eine Identität gibt, und zwar als *heteronormatives* Subjekt (Woltersdorff, 2017). Dieselben Mechanismen sind selbst dann noch wirksam, wenn (einige/gewisse, und zwar homonormative, s. Kap. 6.2.2) queere Lebensweisen zunehmende Akzeptanz erfahren: Zum einen benötigt der rationalisierte neoliberale Kapitalismus weniger Menschen in Form von Arbeitskräften, was die Bedeutung der Reproduktionsleistung der Heteronormativität mindert, zum anderen dient ihm nun die Akzeptanz queerer Lebensweisen als rassistische Abgrenzung von anderen Nationen/Ethnien und als (nationalistisches) Integrationsmoment (Ludwig, 2018; Robinson, 2016; Woltersdorff, 2017). Dies taucht bei den Interviewpartnerinnen in der Befürchtung auf, dass ihre Familienangehörigen, die nicht in der Schweiz leben oder sich in der Schweiz nicht assimiliert haben, ihr lesbisch/bi Sein eher ablehnen könnten – und tatsächlich trifft diese Befürchtung für sie teilweise zu. Allerdings deutet vieles darauf hin, dass es viel eher Religiosität und heteronormative Geschlechterrollennormen sind, die zu Ablehnung führen, und nicht eine 'nicht-schweizerische Kultur'. So sind beispielsweise nicht-religiöse, liberale Familienangehörige, die nicht in der Schweiz leben, durchaus offen gegenüber dem lesbisch/bi Sein der Interviewpartnerinnen, wohingegen das christlich-fundamentalistische Schweizer Umfeld von Daniela extreme Formen von Ablehnung zeigt. Diese Einsicht ist jedoch kaum verbreitet, wie sich in den Ergebnissen beispielsweise darin zeigt, dass lesbische/bi Frauen im öffentlichen Raum zur Einschätzung ihrer Sicherheit teilweise auf rassifizierende Stereotypen zurückgreifen.

Die Verbindung von Kapitalismus mit Heteronormativität und Rassismus zeigt sich auch darin, dass für die neoliberalen ökonomischen

historisch wie aktuell, oft zusätzlich zu einer Erwerbsarbeit – von Frauen geleistet (Nguyen, 2021).

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Veränderungen der Prekarisierung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeitsverhältnissen sowie der Individualisierung von Arbeitsmarktrisiken (Stichwort *aktivierender Sozialstaat*) vielerorts die zunehmende Gleichstellung von Frauen und nicht-heteronormativen Lebensweisen sowie Einwanderung verantwortlich gemacht werden und nicht kapitalistische Interessen, womit die kapitalistischen Machtungleichheiten unsichtbar gemacht werden (Pühl & Sauer, 2018, S. 11; Woltersdorff, 2017).

6.3.3. Anpassung an weitere normative Kategorien

Die zuvor (Kap. *6.2.2 Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen*) im Zusammenhang mit Positionierungsstrategien beschriebene Homonormativität umfasst nicht lediglich eine Annäherung an die Heteronormativität *in* der Abweichung von ihr, indem diese Abweichung (z. B. lesbische/bi Orientierung) durch die Erfüllung ihrer anderen Aspekte (z. B. binäre Geschlechterrollen, Monogamie) möglichst klein gestaltet wird, sondern Homonormativität knüpft die Akzeptanz von Abweichung überdies daran, dass sich homonormative queere Menschen in die kapitalistischen und rassistischen Logiken einpassen: «This neoliberal subject … remain[s] 'normative,' constituted as white, well-educated, middle-upper classed, predominantly cisgender-male, depoliticized, and committed to heteronorms and neoliberal capitalism» (Nguyen, 2021, S. 12). Die Akzeptanz queerer Menschen gestaltet sich also graduell entlang ihrer Anpassung an die normativ ausgestalteten Kategorien von Rassifizierung/Ethnie, Klasse, Geschlecht und – dies gilt es bei Nguyen zu ergänzen – Körper (z. B. Gesundheit, *Be*hinderung), die intersektionalen Analysen zugrunde liegen (Bronner & Paulus, 2017; Winker & Degele, 2009). Deshalb ist es so bedeutsam, verschiedene Kategorien von Normen intersektional zu betrachten und nicht lediglich auf die Dekonstruktion *einer* Kategorie hin zu wirken.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

6.3.4. Safer spaces

Für das Erleben von Zugehörigkeit sind Treffpunkte queerer Menschen, die einen sicheren, stigmatisierungsfreien Rahmen bilden, wichtig (Meyer, 2003, S. 6), wie dies auch die vorliegenden Ergebnisse aufzeigen (z. B. Kategorien *Ermöglichungsräume* oder *Queere Zugehörigkeit*). Sogenannte *safer spaces* orientieren sich an Gemeinsamkeiten und geteilten Erfahrungen. Die Frage, was diese ausmacht, ist damit jedoch noch nicht geklärt, da insbesondere in queerfeministischen *safer spaces* bis heute die Diskussion anhält, worauf sich geteilte Erfahrung und Gemeinsamkeit (Sozialisation? Körper? heteronormative Unterdrückung? Selbstverortung? Abwesenheit von [wie auch immer definierter] Männlichkeit?, etc.) bezieht (Kokits & Thuswald, 2015). Ausserdem ist ein queerfeministischer *safer space* noch nicht zwangsläufig antirassistisch, anti-ableistisch[36], anti-klassistisch, trans-inklusiv und intersektional (Kokits & Thuswald, 2015, S. 87). Überdies kann das oft herangezogene Kriterium für einen *safer space*, dass sich seine Besucher*innen darin 'wohl und sicher fühlen' sollen, die Perspektive derjenigen verstärken, die über viele/mehr Privilegien verfügen, sofern keine kritische Reflexion über Privilegien stattfindet (Kokits & Thuswald, 2015, S. 89–90). «Bei ihrer [der *safer spaces*] Gestaltung ist es also zentral, zuerst die Frage zu stellen, wer darin wovor geschützt werden soll» (Kokits & Thuswald, 2015, S. 90), um dann entsprechende Strategien zu wählen, diesen Schutz möglichst zu gewährleisten und einen Umgang mit allfälligen Verletzungen zu etablieren. Wie bereits im Ergebnisunterkapitel *5.1.4 Durchschlagskraft* angesprochen, wirken sich die Ungleichheits- und Unterdrückungskategorien der Heteronormativität bis in queere Gemeinschaften hinein aus, wodurch auch dort ihre intersektionalen Wirkmechanismen vorzufinden sind. Der soeben präsentierte kurze Blick auf die Diskussion um *safer spaces* kann eine Anregung sein, wie in queeren Gemeinschaften mit der heteronormativen Durchschlagskraft umgegangen werden kann respektive was dabei zu beachten ist.

36 Gegen *Be*hindertenfeindlichkeit positioniert/handelnd.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

6.3.5. Femme Theory

Die interviewten lesbischen/bi Frauen berichten von Erlebnissen, die darauf hinweisen oder bisweilen klar zeigen, dass nicht nur ihr lesbisch/bi Sein, sondern auch ihr Frau/weiblich Sein einen Einfluss darauf hat, wie soziale Interaktionen und Identitätsprozesse verlaufen. Dies ist in den normativen Erwartungen an sie *als Frau* zu finden (Geschlechterrollenerwartungen) sowie in sexualisierter Gewalt und dem Nicht-ernst-genommen-Werden in ihrer lesbischen/bi Identität, indem hetero cis Männer ihre eigene Abwesenheit oder verminderte Macht in den Leben(sentwürfen) lesbischer/bi Frauen problematisieren und (indirekt) als Legitimation für übergriffiges Verhalten anführen. Die männliche Abwesenheit und Ohnmacht mag auf die in der Situation handelnden Männer persönlich bezogen sein, aber insbesondere ist es die Abwesenheit von Männlichkeit/Männern generell, die ihnen in dieser Situation 'Angst' macht, da diese Abwesenheit die Allmacht der Heteronormativität (und der darin enthaltenen männlichen Dominanz) infrage stellt respektive angreift, was mit einem Verlust von (insbesondere hetero cis) männlichen Privilegien verbunden ist. Weiter werden Weiblichkeitsnormen in der Auseinandersetzung mit lesbischen/bi Stereotypen sichtbar, bei der sich lesbische/bi Frauen damit beschäftigen, wie sie als lesbisch/bi wahrgenommen und ernst genommen werden können, wenn sie nicht den lesbischen/bi Stereotypen entsprechen (respektive als lesbische/bi trans Frau die Auseinandersetzung damit, was sie 'erfüllen' muss, um als Frau anerkannt zu werden). Um eine Einordnung dieser Weiblichkeitsnormen zu leisten, sind die Arbeiten von Rhea Ashley Hoskin zu *Femme Theory* wegweisend, in der sie die Norm einer 'patriarchalen Weiblichkeit' beschreibt, die auf biologischem Determinismus und dem Entzug von Handlungsmacht beruht und laut der nur «white, heterosexually available, cis women» (Blair & Hoskin, 2015, S. 4) weiblich sein können. Hoskin rückt damit die Weiblichkeitsnormen innerhalb der Heteronormativität in den Fokus. Mit diesem Blickwinkel wird die oben erwähnte sexualisierte Gewalt, die lesbischen/bi Frauen entgegenschlägt, als Sanktionierung der lesbischer/bi Sexualität innewohnenden Verweigerung einer ausschliesslich auf Männer ausgerichteten, unterwürfigen weiblichen Sexualität sichtbar, die der Durchsetzung des «masculine right of access over

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

femininity» (Hoskin, 2019, S. 694) dient. Was Hoskin mit der Abwertung von Weiblichkeit meint und wie stark die Dominanz von cis Männlichkeit wirkt, zeigt folgendes Zitat aus einer empirischen deutschen Studie: «Deutlich wird zudem, dass die jungen Menschen, bei denen ein Coming-out mit dem 'Verlust von Männlichkeit' assoziiert ist, am meisten Bedenken vor einem Coming-out äußern: Trans* Frauen sowie schwule und bisexuell-männliche Jugendliche und junge Erwachsene» (Krell & Oldemeier, 2017, S. 194).

Da Abweichungen von der 'patriarchalen Weiblichkeit' mit queer Sein gleichgesetzt werden, entstehen und bestehen (auch in queeren Gemeinschaften) die entsprechenden vorherrschenden Stereotypen, die lesbisch/bi als ästhetisch-stilistisch maskulin ('butch') darstellen und die es lesbischen/bi Frauen mit einer (vornehmlich) weiblichen Geschlechtsausdrucksart schwer machen, als lesbisch/bi (an)erkannt zu werden (Blair & Hoskin, 2015; Hoskin, 2013). Phelan (1993) bringt diese mit einer Abweichung von der 'patriarchalen Weiblichkeit' einhergehenden stereotypen Zuschreibungen (und das damit verbundene Absprechen von Weiblichkeit) kritisch-ironisch auf den Punkt: «Being a tomboy is not an indicator of lesbianism except to those who believe that real women do not climb trees» (S. 775). Die Entwertung von Weiblichkeit setzt sich selbst in einer queeren Abweichung von der Heteronormativität noch fort, beispielsweise indem eine lesbische/bi *femme* Frau nur in Kombination mit einer diese Abweichung klarer verkörpernden lesbischen/bi Frau mit einer 'männlichen' Geschlechtsausdrucksart ('butch') als lesbisch/bi ernst genommen und gesehen wird, oder in der Abwertung von schwulen/bi Männern mit einer 'weiblichen' Geschlechtsausdrucksart ('Tunte, Schwuchtel'). Die 'patriarchale Weiblichkeit' hat also zur Folge, dass Abweichungen von ihr normativ mit ihr konträren Verhaltensweisen verknüpft werden, während die Abwertung von Weiblichkeit weiterhin durchgesetzt wird und Männlichkeit (z. B. 'butch' Lesben, trans Männer, athletische Schwule) selbst in der Abweichung weniger sanktioniert ist. 'Patriarchale Weiblichkeit' zeigt sich in den vorliegenden Ergebnissen dann, wenn bi Frauen zwar ihre Anziehung zu Männern wahrnehmen, diejenige zu Frauen jedoch nicht; wenn lesbische/bi Frauen sich Gedanken dazu machen, ob sie lesbische/bi Stereotypen (entgegen ihrem eigenen ästhetischen Stilempfinden) erfüllen 'müssen', um Sichtbarkeit zu er-

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

langen; wenn Beatrice beschreibt, dass ihr trans und ihr lesbisch Sein sich gegenseitig 'ausgebremst' haben, da ihre Anziehung zu Frauen der Norm entsprochen hat, als sie noch männlich gelesen wurde und sie somit wenig[37] äusserliche Konfrontation bezüglich einer Abweichung erlebte[38]. Die Berichte von Corine, dass sie mehrfach erlebt habe, dass ihr lesbisch/bi Sein infrage gestellt wurde, weil sie nicht 'lesbisch aussehe' trifft für zahlreiche andere lesbische/bi *femme* Frauen zu (Blair & Hoskin, 2015). *Femme* bezeichnet einen weiblichen Geschlechtsausdruck in Abweichung von der 'patriarchalen Weiblichkeit' oder die Zurückweisungen dieser Weiblichkeitsnorm sowie die Schaffung einer eigenen Weiblichkeit (Hoskin, 2013). *Femme* besteht dabei unabhängig davon, wer die Abweichung verkörpert, womit *femme* nicht auf Frauen beschränkt ist.

Die heteronormative Trennung zwischen (hegemonialer) Männlichkeit und ('patriarchaler') Weiblichkeit stellt nicht nur eine Binarität dar, sondern eine *hierarchische* Binarität, die erstere über zweiterer anordnet (Hoskin, 2020). Die 'patriarchale Weiblichkeit' hat dabei die Funktion, Weiblichkeit durch Normierung zu unterdrücken, Abweichungen davon zu sanktionieren, diese mit konträren normativen Erwartungen zu verknüpfen und damit die Abwertung von Weiblichkeit aufrecht zu erhalten (Hoskin, 2013). Die Herausbildung einer *femme* Identität dagegen ist ein Akt von Agency, da die Abwertung von Weiblichkeit wie auch die (zwangsläufige) Erfüllung von Abweichungsstereotypen zurückgewiesen wird und stattdessen eine positive Neudefinition von Weiblichkeit als *femme* erfolgt, die Unterdrückung *intersektional* zurückweist: «Femme resists: racism, colonialism, sexism, classism, transphobia, homophobia, heterosexism, fatphobia, the heterosexual matrix, and structures that devalue particular qualities in people. Femme is femininity with agency» (Hoskin, 2013, S. 31–32). Die intersektionale Perspektive ist darum wichtig, weil die Bekämpfung ausschliesslich

37 Sie erlebte allerdings Zuschreibungen von *schwul Sein* aufgrund von als weiblich wahrgenommenen Verhaltensweisen – und damit einhergehende Abwertungen.

38 Was nicht einer gewissen, grossen Tragik entbehrt, dass nämlich Abwertung und Gewalt als Reaktion auf geschlechterrollen-nonkonformes Verhalten wohl vielen queeren Menschen ihr queer Sein früh bewusst werden lässt – und gleichzeitig wohl zahlreiche nicht-queere Menschen ihr geschlechterrollen-nonkonformes Verhalten einstellen lässt.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

von Heteronormativität oder von *femme*-Feindlichkeit bei gleichzeitig fortbestehender Anerkennung anderer Unterdrückungsformen nicht verhindert, die Gruppe derjenigen, die von der Heteronormativität abweichen, entlang der anderen fortbestehenden Unterdrückungsformen erneut zu spalten, womit das Vorhaben der Befreiung von der Heteronormativität zwangsläufig scheitern muss, wie eingangs dieses Kapitel bereits angekündigt – ganz zu schweigen davon, dass die Unterdrückungskategorien selbst intersektional wirken (Nguyen, 2021), wie in den Ergebnissen dieser Arbeit in Kapitel *5.1.4 Durchschlagskraft* und diesem Kapitel hier zu sehen ist. Wahrscheinlich ist es also kein Zufall, dass Beatrice und Fiona die grösste Akzeptanz ihres lesbisch/bi/trans Seins und die schönsten Momente von Zugehörigkeit in Bewegungen erleben, die genau diese intersektionale Perspektive so konsequent umsetzen wie kaum andere in der Schweiz: Die Klima- und die feministische Streikbewegung[39].

6.4. Reflexion

Die Reflexion des Forschungsprozesses wird auf zwei Arten geleistet: Zuerst werden die Chancen und Limitationen der vorliegenden Arbeit beleuchtet und daraus fortlaufend Empfehlungen für weitere Forschung abgeleitet. Anschliessend folgt eine persönliche Positionierung als Forscher in diesem Prozess.

6.4.1. Chancen, Limitationen und Ausblick

Die vorliegende Arbeit reiht sich ein in das breite, aber unterschiedlich dichte/tiefe Forschungsfeld zu Identitätsprozessen, Diskriminierungen und Ressourcen queerer Menschen. Einige der Bestandteile des entwickelten Modells sind gesondert bereits relativ gut erforscht: Der

39 Nur schon das Protestmittel des Streiks als Verweigerung, die eigene Arbeitskraft kapitalisieren zu lassen, zeigt eine Perspektive an, die Klasse und die kapitalistische Produktionsweise in Analyse und Handeln berücksichtigt – etwas, das in der konsumorientierten dominanten queeren Gemeinschaft so nicht zu finden ist (s. auch Nguyen, 2021).

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bereich, der hier als Heteronormativität beschrieben wurde, ist in der Forschung über Diskriminierungserfahrungen queerer Menschen (s. Kap. *1 Einleitung*) wiederzuerkennen, die Strategien in den Identitätsentwicklungs-/Identitätsprozessmodellen (s. Kap. *3 Forschungsstand*). Was vielfach aus dem Fokus gerät sind Bedingungen, die lesbisches/bi Selbstbewusstsein ermöglichen (Ressourcen) sowie das Zusammenspiel dieser drei Faktoren (Diskriminierung, Identitätsentwicklung, Ressourcen). Diese Arbeit ist ein Beitrag dazu, diese Lücken zu schliessen. Sie ist dabei als explorative Studie die erste ihrer Art für den Kontext Schweiz – einerseits bezüglich der untersuchten Gruppe lesbischer/bi Frauen, andererseits in ihrem interaktionalen und systemischen Blick auf Identitätsprozesse – und gehört auch im deutschsprachigen Raum zu einem lediglich kleinen Kreis ähnlich gelagerter Forschung (insb. Krell & Oldemeier, 2017).

Das entwickelte Modell stellt Identitätsprozesse lesbischer/bi Frauen nicht als allgemeingültigen, normativen Prozess dar, dessen Bestandteile allesamt durchlaufen oder erlebt werden (müssen), sondern es leistet, Identitätsprozesse als komplexes Zusammenspiel menschlichen Handelns und die Prozessbestandteile als Analyseangebote zum Verständnis dieser Prozesse und Handlungen zu sehen (Clarke, 2005/2012, S. 58–72). Durch die Fokussierung auf Handlungen/Strategien sowie auf Bedingungen/Kontexte konnten Ergebnisse generiert werden, die lesbische/bi Lebenswelten und Erfahrungen breit darzustellen vermögen. Ihr explorativer Charakter weist auf Möglichkeiten und den Bedarf weiterer Forschung in diesem Themenfeld hin, um die Ergebnisse zu vertiefen und zu diversifizieren.

Das vorliegend entwickelte Modell ist dabei *eine* Lesart der Ergebnisse. Diese Lesart ist geprägt von der *eigenommenen* Perspektive, – die sich aus den theoretischen Grundlagen (Kap. 2), dem Forschungsstand (Kap. 3) und der Analysemethodik (Kap. 4) ergibt – der eigenen Situiertheit als Forscher (Kap. 6.4.2) sowie der Situiertheit der Interviewpartnerinnen. Andere Lesarten sind möglich, weitere Interpretationen wünschenswert und neue, ergänzende, kritische Forschung in diesem Themenfeld notwendig. Übereinstimmend mit Clarke (2005/2012) kann gesagt werden: «Hierdurch akzeptieren wir die Begrenztheit der Analyse einer bestimmten Situation, anstatt zu versuchen, sie durch die Generierung einer formalen Theorie zu überwinden» (S. 66). Die

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ergebnisse der vorliegenden Arbeit sind somit das, was als «sensibilisierende Konzepte» (Clarke, 2005/2012, S. 72–73) verstanden wird: Eine Perspektive auf die interessierenden Phänomene, die darin unterstützen, sie zu *verstehen*, ohne den Anspruch zu vertreten, eine erklärende, umfassende Theorie zu entwickeln. Die theoretischen und methodischen Zugänge ergaben sich dabei aus der Fragestellung und erwiesen sich denn auch als passend und hilfreich, um diese zu verfolgen und zu beantworten. Der Vorteil der *konstruktivistischen* Ansätze der Grounded Theory zeigte sich besonders in der Modellentwicklung, da diese Zugänge im Vergleich zum axialen Codierparadigma nach Strauss und Corbin (Heiser, 2018, S. 230–233; Strauss & Corbin, 1996, S. 75–93; Strübing, 2013, S. 119–122), das anfänglich auch in Betracht gezogen worden war, deutlich offener sind und somit ermöglichten, das vorliegende Modell herauszuarbeiten. Herausforderungen dieser Zugänge waren die Breite und Offenheit, die in ihren Begriffen und ihren Forschungshaltungen stecken. Ein Resultat davon ist, dass das Modell sehr viele Aspekte umfasst, um die Vielfalt an Strategien und Bedingungen möglichst angemessen darstellen zu können.

Aufgrund des jungen Lebensalters der Interviewpartnerinnen wären eher kurze Interviews und kurze Eingangserzählungen zu erwarten gewesen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 83). Dem war jedoch nicht so, die Eingangserzählungen bewegten sich von unter 5 bis zu 55 Minuten und die Interviews dauerten gesamthaft zwischen 60 und 110 Minuten. Dies ist einerseits auf eine gelungene Einstiegsfrage und einen guten Interviewleitfaden zurückzuführen, andererseits waren die Interviewpartnerinnen alle eher wortgewandt. Dies kann als Vorteil gewertet werden, wie Blumer (1969) pointiert festhält: «Man sollte in dem Lebensbereich eifrig nach Teilnehmern [*sic*] suchen, die scharfe Beobachter und gut informiert sind. Eine einzige solche Person ist hundert andere wert» (S. 123).

Die Interviewpartnerinnen entspringen einem Umfeld, das in vielerlei Hinsicht eher homogen zusammengesetzt ist und die in der lesbischen/bi Gemeinschaft vorhandene Vielfalt nur ungenügend repräsentiert (nicht nur als Personen, sondern insbesondere als thematische Emergenz in den Daten). So sind beispielsweise die Themen *Be*hinderung, Rassifizierung und *weisse* Privilegien, Klasse und Armut sowie, aufgrund der Einschränkungen in der Fragestellung, Alter eher

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schwach oder gar nicht vertreten. Um diese Aspekte stärker herauszuarbeiten, können intersektionale Theorien und Methoden erkenntnisreich sein. Ausserdem konnten lesbische/bi Frauen, die ihr lesbisch/bi Sein als komplett apolitische Eigenschaft verstehen und/oder keine Berührungspunkte zu lesbischen/bi Gemeinschaften haben, nicht erreicht werden. Dies ist massgeblich bedingt durch die umgesetzte Samplingstrategie, die voraussetzte, dass die Interviewpartnerinnen sich zumindest ansatzweise in einem queeren sozialen Umfeld bewegten. Der Feldzugang über du-bist-du.ch (s. Kap. *4.1 Sampling*), der leider nicht erfolgreich war, hätte hier eine Diversifizierung bieten sollen. Zukünftige Forschungen tun also gut daran, eine diversifiziertere Samplingstrategie anzuwenden, die das theoretische Sampling konsequenter als hier geschehen (s. Kap. *4.5 Methodisches Vorgehen in der Datenauswertung*) umsetzt. Biografische Forschungszugänge können für das hier interessierende Forschungsfeld eine weitere Bereicherung darstellen: Mit ihnen könnten beispielsweise individuelle Zusammenhänge verschiedener Strategien oder zwischen Strategien und Bedingungen besser fokussiert, oder Typen von Identitätsprozessen gebildet werden.

Im Verlauf der Analyse tauchten die komplexen Phänomene auf, die in der Diskussion mit den Ansätzen der Intersektionalität und der *Femme Theory* fokussiert werden konnten. Es ist wünschenswert, die Verankerung dieser Phänomene in den Daten in weiterer Forschung zu vertiefen. So sollten beispielsweise die *spezifischen* Situationen von lesbischen/bi *trans* Frauen, von lesbischen/bi Frauen mit *Migrationsbiografien* oder mit *Be*hinderungen, sowie die Bedeutungen von *Geschlechtsausdrucksarten* und *Rassismus* noch stärker berücksichtigt und herausgearbeitet werden. Beim Sampling, bei der Entwicklung des Interviewleitfadens sowie bei der Datenanalyse ist für weitere Forschungen somit ein ausdrücklich intersektionaler Fokus angezeigt (Erel et al., 2007, S. 247–248). Solche Leerstellen könnten ergänzend mit Situationsanalysen (Clarke, 2005/2012) aufgespürt werden, da diese aufzeigen können, «was nicht gesagt wird oder nicht sagbar ist, weil die Bedingungen der Möglichkeit dazu nicht gegeben sind. Ein Beispiel hierfür sind Tabuisierungen» (Offenberger, 2019, S. 9).

Verbindungen mit ökonomischen Faktoren sind möglicherweise darum unterbeleuchtet, weil die Interviewpartnerinnen grösstenteils noch sehr jung sind und keiner Erwerbsarbeit nachgehen. Darauf

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutet hin, dass solche Themen bei zwei der älteren Interviewpartnerinnen, Hanna und Irina, darin anklingen, dass sie als Grund für das Verstecken der lesbischen/bi Beziehung die Angst vor wirtschaftlichen Nachteilen (Wohnungssuche) ins Spiel bringen und darin, dass die berufliche Karriere für sie eine wichtige Rolle spielt. Diese Themen sollten in weiterer Forschung aufgegriffen werden, indem auch *ökonomische* Macht und Privilegien als Analysekategorien ausdrücklich einbezogen werden. Ebenso lohnt es sich, Fragen von Zugehörigkeit und Macht/-blindheit/-strukturen (auch in queeren Gemeinschaften) zu vertiefen.

Die vorliegende Arbeit bezog die Interviewpartnerinnen nach der Interviewdurchführung nicht mehr weiter ein, wie dies beispielsweise im Prozess der Datenauswertung oder in Form einer gemeinsamen Ergebnisdiskussion möglich gewesen wäre. Bronner und Paulus (2017, Kap. 5) merken an, dass dies jedoch weitere Perspektiven eröffnen, eigene einschränkende Vorannahmen weiter reduzieren und eine «Überinterpretation von Aussagen der Befragten» (Bronner & Paulus, 2017, S. 112) vermindern könnte, weshalb partizipative Formen für weitere Forschungen in Betracht zu ziehen wären.

6.4.2. Reflexive Selbstpositionierung

Die Offenlegung und Reflexion der eigenen Position als Forscher*in in Bezug auf Macht, Privilegien und persönliche Interessen ist Bestandteil einer Forschung, die mit der hier vertretenen Haltung durchgeführt wird (Bronner & Paulus, 2017, Kap. 5.2; Clarke, 2005/2012; Klesse, 2007). Als schwuler cis Mann, der sich queeren Gemeinschaften zugehörig fühlt und diesbezüglich in verschiedenen Kontexten mehr oder weniger aktivistische Arbeit leistet, habe ich[40] einen persönlichen Bezug zur vorliegenden Forschung. Das persönliche Erleben von cis schwuler Dominanz – sowohl innerhalb queerer Gemeinschaften wie

40 In diesem Abschnitt werden bewusst Ich-Formulierungen verwendet, da die hier geforderte Reflexion zwar aus einer forschenden Rolle erfolgt, aber dennoch sehr persönlich ist und der Zugang zu diesen Reflexionsprozessen so besser zu leisten war.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auch allgemein im gesellschaftlichen Leben – war denn auch mit ein Grund für die Fokussierung auf lesbische/bi Frauen. Die eigene Zugehörigkeit zu queeren Gemeinschaften und damit einhergehende Kenntnisse über sie können grundsätzlich als vorteilhafte Voraussetzung für eine qualitativ gute Forschung gesehen werden (Blumer, 1969, S. 119–121). Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass ich sämtliche queer-spezifischen Begriffe der Interviewpartnerinnen unmittelbar verstehen und unterschwellige Botschaften und Tropen entziffern konnte. Die Indexikalität[41] (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 84) war nichtsdestotrotz sehr gering, da keine persönliche Bekanntheit mit den Interviewpartnerinnen bestand. Ausserdem könnten mir eigene, teilweise ähnliche Erfahrungen geholfen haben, beispielsweise dabei, die richtigen Fragen zu stellen oder bei der Auswertung Phänomene oder Verbindungen zu erkennen. Gleichzeitig können durch den persönlichen Bezug auch unbewusste Vorannahmen bestehen oder etwas als selbstverständlich aufgefasst werden, das es nicht ist. Durch eine klare Orientierung an einem methodischen Vorgehen habe ich versucht, dies möglichst aufzudecken und zu vermindern.

Meine Rolle gegenüber den Interviewpartnerinnen kann als zweiseitige und zwiespältige beschrieben werden: Einerseits war ich als Angehöriger der queeren Gemeinschaft positioniert und stellte somit einen Verbündeten dar. Um mich als solcher zu positionieren, Vertrauen und Verbindung zu schaffen und auch, um möglicherweise bestehende Vorbehalte gegenüber einem männlichen Forscher abzubauen, habe ich mich entweder im Interviewaufruf oder im Vorgespräch als schwul geoutet. Andererseits wurde diese Position des Verbündeten durch meine Rolle als Forscher und – trotz allem – als cis Mann relativiert: Die Forscherrolle könnte eine gewisse Neutralität vermittelt haben, gerade auch, da ich mich nicht explizit als Verbündeter positioniert hatte, sondern dies lediglich durch mein Coming-out als schwul als ausreichend formuliert betrachtete. Die Rolle als cis Mann ist dadurch

41 Indexikalität meint, dass bestimmte Dinge in einem Interview nicht ausgesprochen werden, weil zwischen Interviewer*in und Interviewpartner*in eine so grosse Vertrautheit besteht, dass die Bedeutung der Aussage beiden unausgesprochen bekannt ist (oder dies angenommen wird). Das Problem hoher Indexikalität ist, dass solch unausgesprochenen, impliziten Bedeutungen der Analyse kaum zugänglich sind.

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eine 'bedrohliche', dass sie aus den Erfahrungen lesbischer/bi Frauen oft mit sexualisierter Gewalt verbunden ist – inwieweit mein schwul Sein dies aufzuheben vermochte, kann nicht abschliessend beurteilt werden, aber bestimmt nicht vollständig. So hat sich beispielsweise Corine bei ihrer Empörung über sexualisierte Belästigung durch (hetero cis) Männer trotz meiner vorgängigen Positionierung als schwul fast entschuldigend versichert, dass sie diese äussern darf: «Du bist halt ein Mann ich will nicht dich irgendwie beleidigen oder angreifen» (Corine, Pos. 541). Themen der lesbischen/bi Sexualität könnten somit tendenziell etwas unterbeleuchtet sein und ich empfand auch eine eigene Zurückhaltung, ausdrücklicher danach zu fragen.

Meine eigene 'Betroffenheit' von einzig der Stigmatisierung aufgrund meines schwul Seins und meine Privilegien in jeglicher anderen Hinsicht (finanzielle Mittel, keine *Be*hinderung, cis männlich, nicht rassifiziert, etc.) verschafften mir nicht nur Erleichterungen, diese Forschung durchzuführen, sondern sind wohl überdies mit ein Grund dafür, dass die vorliegende Arbeit stark auf sexuelle/romantische Orientierung fokussiert und intersektionale Perspektiven nicht im gesamten Forschungsprozess konsequent berücksichtigte.

6.5. Schlussfolgerungen für die Praxis Sozialer Arbeit

Wie in der Einleitung dieser Arbeit aufgezeigt (Kap. *1.1.1 Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit*), tut sich die Soziale Arbeit bisher nicht als so queerfreundlich hervor, wie es ihrem Auftrag entspricht. Auf die Adaptierbarkeit und Übertragbarkeit der vorliegenden Ergebnisse Bezug nehmend (Kap. *6.1 Fazit aus den Ergebnissen*, Abs. 1; Kap. *6.4 Reflexion*) liegen die grundlegendsten Schlussfolgerung für die Arbeit mit Adressat*innen der Sozialen Arbeit in der Individualisierung und 'Intersektionalisierung': Das Modell darf nicht dazu verleiten zu denken, man wisse nun, wie die junge lesbische/bi Frau, die als Adressatin der Sozialen Arbeit konkret Unterstützung und/oder Beratung in Anspruch nimmt, ihre Identitätsprozesse erlebt (hat). Es befreit nicht von der sozialarbeiterischen Pflicht, jedem Menschen mit einem wohlwollenden Interesse für *seine* ganz persönliche Erfahrung zu begegnen und Unterschiede in der Gruppe 'der' lesbischen/bi Frauen zu

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ergründen, indem die jeweilige individuelle Situiertheit und weitere Ungleichheitskategorien einbezogen werden (Bronner & Paulus, 2017, S. 94–95). Die vorliegenden Ergebnisse und das Modell können dazu dienen und Sozialarbeiter*innen darin unterstützen, die Erfahrungen von lesbischen/bi Frau besser zu *verstehen* und sie somit sozialarbeiterisch besser zu begleiten. «Intersektional zu denken, bedeutet dabei immer auch stets, die zu den Ungleichheitskategorien gehörenden Herrschaftsverhältnisse in den Blick zu nehmen und zu überlegen, wie sich dazu verhalten werden kann» (Bronner & Paulus, 2017, S. 107). Beide Aspekte werden durch die vorliegende Arbeit unterstützt: Herrschaftsverhältnisse sind mit der respektive als Heteronormativität beschrieben, und die Strategien wie auch die unterstützenden Bedingungen für lesbisches/bi Selbstbewusstsein zeigen Möglichkeiten des 'sich dazu Verhaltens' auf. Damit wird Sozialarbeiter*innen zur in der Praxis oftmals vorherrschenden individualistischen eine breitere, systemische Perspektive eröffnet, um *zusammen mit den Adressat*innen* sowohl deren individuelle Situiertheit in den Machtverhältnissen wie auch ihr soziales Umfeld und ihre persönlichen Strategien zu erörtern (Bronner & Paulus, 2017, S. 104–108) und daraus Agency ermöglichende sozialarbeiterische Massnahmen zu ergreifen (Raithelhuber, 2018, S. 535–542).

Wie die Ergebnisse zeigen, sind nicht alle lesbischen/bi Frauen in allen sozialen Kontexten geoutet – und müssen dies auch nicht sein. Ihre lesbische/bi Identität und die Bedingungen, in denen sie leben, wirken sich jedoch trotzdem auf sie aus, weshalb Sozialarbeiter*innen dazu angehalten sind, sich nicht erst mit diesen Themen zu befassen, wenn lesbische/bi Frauen in ihrer Arbeit sichtbar werden, sondern jederzeit aktiv zu einem queerfreundlichen Zusammenleben beizutragen. Dazu müssen sie entsprechend ausgebildet sein und sich mit queeren Lebenswelten auseinandergesetzt haben. In der sozialarbeiterischen Ausbildung müssen dazu heteronormative Entwicklungspsychologie und *femme*-feindliche Theoretiker*innen aus dem Curriculum gewiesen und mit Ansätzen, die normenkritisch und dekonstruierend sind sowie mit intersektionalen Perspektiven ersetzt werden – um (nur) einige Beispiele zu nennen. Es braucht zudem praxisorientierte Weiterbildungen für Sozialarbeiter*innen sowie klare queerfreundliche Haltungen

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Handlungen der Organisationen und Ausbildungsstätten der Sozialen Arbeit.

Der Auftrag der Sozialen Arbeit ist es, ihre Adressat*innen darin zu unterstützen, Handlungsfähigkeit respektive Agency wiederherzustellen oder zu entwickeln, wobei sie darauf zu achten hat, dass diese in sozialen Handlungsprozessen hergestellt wird und Machtungleichheiten zu berücksichtigen sind (Avenir Social, 2010; Raithelhuber, 2018, S. 535–542; Scherr, 2013, S. 236–241). Soziale Arbeit darf dabei nicht in die Falle der Individualisierung von Problemlagen tappen: Wie für die meisten Tätigkeitsfelder der Sozialen Arbeit werden Probleme nicht nachhaltig dadurch gelöst, dass einzelne Individuen 'repariert' werden, indem ihre Selbstwirksamkeit gefördert wird – dies ist der Unterschied zu Agency: Es geht vielmehr darum, die Handlungsmacht unterprivilegierter, diskriminierter Gruppen und Individuen zu vergrössern, und dies lässt sich nicht nur auf individueller Ebene bewerkstelligen. Handlungsmacht entsteht, indem der Heteronormativität Macht und Privilegien entzogen werden. Dies hat die Soziale Arbeit also ebenso zu leisten wie individuelle Unterstützung. Das komplexe Konstrukt der Heteronormativität erfordert es, nicht lediglich die Vielfalt der sexuellen/romantischen Orientierungen zu ermöglichen, sondern ebenso die biologistischen, binären, cisnormativen und *femme*-feindlichen Bestandteile der Heteronormativität zu dekonstruieren. Die entsprechende Haltung muss sich in den alltäglichen Handlungen und Äusserungen zeigen, indem beispielsweise ausdrücklich Formulierungen verwendet werden, die queere Lebensweisen sichtbar machen und thematisieren, oder indem die Angebote einer Organisation Sozialer Arbeit aktiv darauf untersucht werden, wie sie Heteronormativität reproduzieren und entsprechend angepasst werden. Queeren Perspektiven und Lebensweisen muss aktiv Platz geschaffen werden – auch zu Lasten von heteronormativen.

Die von lesbischen/bi Frauen angewandte Schutz- und Coming-out-Strategie der Sondierung zeigt, dass sie Signale von Akzeptanz oder Ablehnung aufmerksam wahrnehmen. Dies bietet Sozialarbeiter*innen die Gelegenheit, eine queerfreundliche Haltung zu zeigen und sich damit als Unterstützer*innen zu positionieren. Bei einem Coming-out lesbischer/bi Frauen sind Sozialarbeiter*innen angehalten, konkrete Angebote für Gespräche und Unterstützung (deren Art und Umfang

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

allein die betreffende lesbische/bi Frau bestimmt) zu machen. Eine simple Gleichbehandlung ist dabei nicht angezeigt, sondern die *spezifischen* Bedürfnisse lesbischer/bi Frauen müssen ermittelt und berücksichtigt werden. Queerfeindliche Abwertung und Gewalt muss zudem immer und überall in die Schranken gewiesen und mit Information und Aufklärung begegnet werden. Dabei gilt es, nicht von gleichen Positionen auszugehen, sondern die Machtungleichheiten zu berücksichtigen und aktiv auszugleichen. Beispielsweise darf es nicht mehr vorkommen, dass Giulias Freundin in ein anderes Schulhaus versetzt wird, da sie lesbisch-/bi-feindliches Mobbing erlebt, ohne dass mit den Täter*innen und dem gesamten Schulhaus zu queeren Themen sensibilisierende Interventionen stattgefunden haben. Queere Sichtbarkeit ist denn auch nicht nur für lesbische/bi Frauen wichtig, sondern im Sinne einer Wissensvermittlung und Sensibilisierung für *alle* Menschen, da fehlendes Verständnis für queere Menschen sowie fehlendes Wissen über ihre Lebenssituationen und Herausforderungen zu queerfeindlichem Verhalten oder zu ungenügender Berücksichtigung der Bedürfnisse queerer Menschen führen können.

Die Strategien der lesbischen/bi Frauen können unterstützt werden, indem Sozialarbeiter*innen sie in ihren reflexiven Denkprozessen begleiten, ihnen Räume eröffnen, um ihre lesbische/bi Identität handelnd zu erkunden, oder indem sie lesbischen/bi Frauen selbstorganisierte *safer spaces* zur Verfügung stellen. Dabei sind die Bedürfnisse der lesbischen/bi Frauen in den Vordergrund zu stellen – Sozialarbeiter*innen wirken *ermöglichend* und sollen beispielsweise nie zu einem Coming-out drängen oder queere *safer spaces* dominieren.

Die Quintessenz der in der Einleitung (Kap. *1.1.1 Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit*) dargelegten Bedeutung sozialarbeiterischen Handelns, das lesbische/bi Identitätsprozesse und Lebenslagen berücksichtigt, lautete: *queerfreundliche Soziale Arbeit wirkt*. Die vorliegende Arbeit kann eine solche unterstützen. Das Schlusswort haben zwei Interviewpartnerinnen, die in ihren Schilderungen die Wichtigkeit und Wirksamkeit einer solcherart handelnden Sozialen Arbeit bestätigen:

> «Ich glaube sie [Schulsozialarbeiterin] passt auch ziemlich auf, dass es uns allen [queere Schüler*innen] auch gut geht und wir uns wohl fühlen.» (Giulia, Pos. 80–81)

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

«Ich habe eine Lehrerin damals gehabt und sie ist echt offen gewesen. … Sie hat immer versucht auch das Thema ein wenig in die Klasse zu bringen, weil sie auch gemerkt hat, dass viele Leute halt auch nicht so tolle Sachen gesagt haben. Und das ist für mich halt sehr wichtig gewesen.» (Corine, Pos. 288–292)

«Die Jugendarbeiterin … kümmert sich auch darum, dass wir [queere Gruppe des Jugendtreffs] oft Ausflüge machen. … Es ist wie ein wenig ein Schutzbunker für alle Leute, die sich wollen unter Gleichgesinnten fühlen, sich sicher fühlen wollen.» (Giulia, Pos. 124–130)

https://doi.org/10.5771/9783828879904-103 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY